Die Seite der Frau

Objekttyp: **Group**

Zeitschrift: **Die Berner Woche**

Band (Jahr): **30 (1940)**

Heft 21

PDF erstellt am: **22.05.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Die Seite der Frau

Von der neuen Mode

In den Modezentren des Auslandes steht die kommende Mode natürlich unter dem Einfluß der schweren Zeit. Paris sieht von Extravaganzen ab, wie sie sonst jeden Frühling zu sehen waren. Der sportliche, somit praktische Einschlag ist deutlich ersichtlich und äußert sich vor allem in äußerst praktischen Mänteln, die sich durch immense Taschen auszeichnen. Der Zweck dieser Taschen liegt auf der Hand. Sie sind dazu da, um rasch das Nötigste aufzunehmen, wenn die Pariserin bei Fliegeralarm die schützende „Unterwelt" aufsuchen muß. Wir finden daher diese Taschen nicht nur an den Mänteln, sondern auch an Rock und Jacke des Tailleurs, am Nachmittagskleid, am eleganten Dinerkleid und sogar am ... Abendkleid. Vier und mehr Taschen an einem einzigen Kleidungsstück sind nicht selten. Um deren Nüchternheit ein wenig zu mildern, versieht man Taschen und Patten mit Pelz- oder Sammtstreifen, mit riesigen, bunten Knöpfen, faßt sie, je nach Art des Kleides, mit Leder (sogar Fensterleder), Satin, Stickereien oder Simili ein. Was den Schnitt der Kleider und Mäntel anbelangt, so ist er sehr graziös, immer weit ausfallend gegen unten. Man wird sich hüten müssen die Kürze der Mäntel und Roben der Pariserin nicht zu übertreiben, denn der Schritt wäre dann nicht mehr weit zum Eislauf- oder Ballettröckchen. Die Mäntel zeigen eine militärische Note, eckige Schultern, goldene Knöpfe, große Revers und eine Vorliebe für allerlei Variationen von Feldgrau und einem matten Blau. Garnituren mit Rot sind nicht selten. Die Nachmittagskleider, das „pièce de resistance" nicht nur für die Großstädterin, sind sehr schlicht. Matte Seide wird bevorzugt, oft durchwirkt von unaufdringlichen Gold- oder Silberfäden. Samtapplikationen wirken sehr elegant und werden ihre Beliebtheit bis in den Vorsommer hinein retten. Die vielen weißen Garnituren mußten, wiederum aus praktischen Gründen, solchen aus zartblauen, roten, gelblichen und grünen Geweben weichen. Anstelle der Kragen trägt man dieses Jahr gerne irgend einen der mannigfaltigen modernen Metallschmucke, die sich immer mehr einbürgern. Dank verschiedener Ketten, kann ein und dasselbe Kleid abgeändert werden. Assortiert mit diesen Ketten, trägt man Ohrgehänge, Klips, Gürtel und Armketten. Silbergrau ist die bevorzugte Farbe des Übergangskleides, sei es nun in Seide, weicher Wolle oder Trikot gearbeitet. Die gleiche Farbe wählt man zum Frühlingstailleur, wenn man nicht beim traditionellen Dunkelblau bleiben will. Von den neuen Hüten wäre gar vieles zu sagen. Über Mangel an modischen Einfällen hat man sich da wahrlich nicht zu beklagen. Die Mode ist hier insofern praktisch, als jegliche Arten von Formen und Garnituren „dernier cri" sind. Man trägt alles. Auffallend sind höchstens die vielen Garnituren, die da sind, Rosen und Blumen aller Art, bunte Bänder, Spitzen, Schleier und Federn. Einigermaßen neu sind auch die rückwärtsfallenden Georgette- oder Schleierteile, sowie die netzartigen Hauben, die die Haare ganz einschließen und unter dem Hut angebracht sind. Sogenannte Zuckerstockhütte werden wir oft zu sehen bekommen, dazu aber auch kleine, keck nach vorn geschobene „Tamburin" und alle Arten von Turbanen. Geschickt geschlungene Tücher ersetzen gerne den sommerlichen Hut. Für den Übergang sind die Kombinationen aus Filz und Stroh, fast immer in schwarz, bestimmt.

Wir haben uns also, trotz Geldmangel und kritischen Zeiten keineswegs über die Direktiven von Frau Mode zu beklagen. Es gilt nun gut und passend zu wählen! E.

Stauffacherinnen

Eigentlich habe ich das Wort von den „tapfern Stauffacherinnen" nie gern gehört. Jedesmal wenn ein Festredner es gebrauchte und dabei mit schwungvoller Handbewegung auf die versammelten Frauen hinwies, zuckte ich innerlich zusammen. Dieses Fest-Pathos brachte es soweit, daß ich gegen die Stauffacherin direkt eine Abneigung bekam. Es schien mir genau so töricht, uns Frauen immer mit der Stauffacherin zu vergleichen, wie wenn man die Männer stets „Tellensöhne" nennen würde. „Und übrigens", dachte ich, „was ist eigentlich das Hauptverdienst dieser Stauffacherin, welches ihre Eigenschaften, die sie in der Geschichte durch all die Jahrhunderte hindurch fortleben lassen? Mutig war sie und tapfer. Aber soll denn Tapferkeit wirklich unsere hervorragendste Eigenschaft sein? Sind Liebe, Güte und wahres Frauentum nicht weit mehr wert? Ist es nicht besser, wir streicheln unsern Männern nach des Tages Kämpfen mit zarten Händen die Sorgenfalten von der Stirn und hüllen sie ein in unsere Liebe wie in einen lichten, weichen Mantel?" — So empfand ich damals, und die Stauffacherin war keineswegs mein Ideal. Bis ich an einem trüben, grauen Augustmorgen die wahre Stauffacherin kennenlernte.

Es war der Morgen des 29. Augusts, der Tag, an dem der Bundesrat die Grenzschutztruppen aufgeboten hatte. Noch war keine Generalmobilmachung erfolgt, noch war der Endentscheid zwischen Krieg und Frieden nicht gefallen, noch lag alles auf des Messers Schneide. Doch eine große Unsicherheit herrschte, ein Bangen, eine Angst vor der Zukunft, die lähmender auf die Gemüter drückte als jede Gewißheit. Und so standen die Frauen, die ihre Männer im Morgengrauen von nah und fern her zum Bahnhof geleitet hatten, mit bleichen, traurigen Gesichtern vor den abfahrbereiten Zügen, neben ihnen die Männer; Offiziere und Soldaten bunt durcheinander, und jeder sprach ein letztes Abschiedswort. Keiner gab sich Mühe, eine besondere Unbekümmertheit an den Tag zu legen, ernst waren alle, ernst und entschlossen. — „Einsteigen!" rief da der Kondukteur, und eine große Bewegung ging durch die Reihen. Hände faßten sich, Lippen fanden sich, und Augen, die doch naß waren, wollten lächeln. Dann schlugen Türen zu, und die lieben, vertrauten Gesichter erschienen hinter den Fenstern. Ein letzter Händedruck, ein leises Wort, ein Hauch fast nur, und der Zug setzte sich in Fahrt. Noch winkten die Hände, noch erkannte man die Lieben, dann wurde alles kleiner und kleiner, und zuletzt starrten die brennenden Augen nur noch in den grauen, wolkenverhangenen Himmel. — Und im feuchtkühlen Augustmorgen standen wir Frauen verlassen auf dem langen Perron, und unsere Männer waren fort. Wann sie wiederkommen würden, wußte niemand. — Keine von uns mochte weggehen. Ziellos, freudlos lagen die Tage, vielleicht Wochen, Monate vor uns, und uns bangte davor. Da, mit einem Male weinte es leise und schmerzlich auf; eine junge Frau, fast ein Mädchen noch, hatte die Hände vors Gesicht geschlagen und schluchzte herzbrechend. Wir schauten sie an und hätten es ihr gerne gleich getan; denn auch unsere Augen brannten, auch uns drückte es schwer in der Kehle. Da trat eine einfache Frau vor mit einem stillen, guten Gesicht, deren Leib hochgewölbt war. „Komm", sagte sie und faßte die Weinende um die Schultern, „mußt nicht weinen, er kommt bestimmt wieder." — Und sie zog sie mit sich fort, hinaus aus dem langen, eintönigen Perron auf die Straße, die schon hell schimmerte im Lichte des beginnenden Morgens. Wir aber standen immer noch und schauten den beiden nach, der Schwangeren, die so schwer dahinschritt, und der Jungen, die willenlos folgte. Leise und zart blühte da mit einem Male auf bleichen Frauengesichtern ein Lächeln auf, ein tapferes, beinahe fröhliches Lächeln, das nichts anderes sagen wollte als: „Schau vorwärts!"

Damals erkannte ich zum ersten Male die Bedeutung und die Unvergänglichkeit der Stauffacherin.

Irene Gasser-Nußberger.